

**Und wir sind nur die Kandidaten – in
den Assessment-Centern
der Moderne.**

BIG BROTHER: Ein Exempel?

CARSTEN ZORN

Vom Quiz zum Assessment-Center

Hinsichtlich der wissenschaftlichen Verfahren zur Eignungsprüfung (bei der Einstellung von Stellenbewerbern, in der Berufswahl-Beratung sowie schließlich auch bei Entscheidungen über Beförderungen) brach im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts eine neue Epoche an (vgl. Horn 2000). Mittlerweile haben sie sich beinahe konkurrenzlos durchgesetzt: die Methoden der Eignungsbeurteilung im Assessment-Center. Ersetzt wurde durch sie eine »Eignungs-Episteme«, die sich bündig durch die Bezeichnung »Test« charakterisieren lässt (ebd.: 3). Und an ihre Stelle trat eine, die im Wesentlichen auf Rollenspiele setzt – und für die darum kein Titel passender scheint als der des »Theaters« (ebd.).

Der Mensch, mit dem die Eignungsprüfung mittels Tests »rechnet, ist fertig als ein Set von Qualitäten, die im Beruf nur in unterschiedlicher Weise aktiviert und routinisiert werden« (ebd.: 6). Das Eignungs-Theater im Assessment-Center dagegen »rechnet mit einem sich selbst dynamisierenden Menschen, der sich als Projekt einer permanenten Vervollkommenung entwirft« (ebd.: 11).

»Das Rollenspiel soll lehren, jede Position einzunehmen, jede Strategie verfolgen und jede Situation meistern zu können« (ebd.: 12).

Nun sind die Verfahren der Eignungsprüfung jedoch »nur ein Spielfeld« (ebd.: 3; Hervorhebung C.Z.) dieser »Formatierungen des Menschen«. Bei den Unterhaltungsformaten in den Massenmedien etwa lässt sich eine vergleichbare Entwicklung ausmachen. War Fernsehunterhaltung, nicht zuletzt die »Große Samstagabend-Unterhaltung« (Kulenkampffs *EWG*), zunächst noch von »Quiz-Elementen«, dem Abfragen von »Allgemeinbildungsgut« bzw. »Spezialwissen« (Thoelkes *Der Große Preis*) oder vom Lösen »kniffliger Rätsel« durch strategisches Fragen (Lembkes *Was bin ich?*) beherrscht, so erweiterte sich auch die Palette der Unterhaltungsangebote, spätestens seit der Zulassung des Privatfernsehens, zunehmend um Formate, für deren Funktionieren es immer deutlicher auf »theatrale« Züge ankam (zunächst und vor allem Daily-Talks) – und immer weniger auf die »Bildung« der Mitwirkenden, letztlich aber: immer weniger auf irgendetwas, das sich auch nur im Entferntesten noch im vorher üblichen Sinne als »messbares« oder »testbares« Wissen (oder Können) qualifizieren ließe (wie es etwa bei *Wetten dass ...* ? immer noch gefragt scheint, bezeichnenderweise aber auch dort zusehends zu Gunsten anderer Elemente der Sendung in den Hintergrund tritt).

In »Game-Shows« geht es seither vielmehr vornehmlich um die Bewährung in Aufgaben und Wettkämpfen, für die gar nicht mehr unbedingt speziell für die jeweiligen Aufgaben qualifizierte Kandidaten ausgewählt werden. Geradezu im Gegenteil: Es werden auch (und gerade) solche Kandidaten interessant, die die sie erwartenden Aufgaben zum Beispiel »eklig« finden oder »tief sitzende Ängste« mit ihnen verbinden (wie bei der *GlücksSpirale*, SAT.1, Kai Pflaume). Zumindest sollte die Kandidaten die Absolvierung der jeweiligen Aufgaben also eine »gewisse Überwindung« kosten. Und zugleich sollten sie solche Prüfungen als »Herausforderungen« ihrer »ganzen Persönlichkeit« schätzen. »Wichtig ist bei diesen Prüfungen nicht mehr das ›Ergebnis‹ – es gibt im Sinne des

Tests gar kein Ergebnis mehr« (ebd.: 7). Worum es vielmehr geht, ist: wie »man sich so anstellt« dabei.

Es gelten auf jeden Fall auch für den, der heute als Kandidat für einen Auftritt in einem Daily-Talk, als Kandidat für eine Game-Show und (nicht zuletzt) auch als »Host«, »Showmaster« oder Moderator (fürs »Infotainment« etwa) in Frage kommt, *auch in den Massenmedien also offenbar ganz andere, neue Kriterien der Eignung*.¹

Diese Entwicklungen fanden ihren (vorläufigen?) Höhepunkt nun in *Big Brother* (im Folgenden: *BB*). Und auf der Seite der Eignungsverfahren (im Wirtschaftssystem also vornehmlich) eben: im Assessment-Center. Darüber hinaus aber näherte sich die Fernsehunterhaltung mit dem *Big Brother*-Format, bis in zahllose Details hinein, nun auch noch ganz unmittelbar dem Assessment-Center (im Folgenden: *AC*) an.

Der Kandidat im Assessment-Container

Keine(r) der »rausgewählten« *BB*-KandidatInnen zeigte bei der Verkündung des Urteils (über sie/ihn) Unverständnis oder Unmut gegenüber dem Votum der Zuschauer. Alle erklärten hingegen bei jeder passenden (und unpassenden) Gelegenheit, quasi stündlich und egal, wie die Sache für sie jeweils ausging, dass ihre Wochen/Monate im Container »eine Herausforderung« waren und eine »wichtige« oder am besten gleich »tolle Erfahrung« zudem, aus der sie in jedem Fall für ihr weiteres Leben »ganz viel mitnehmen« und »über sich gelernt« hätten:

»Das Transparenzprinzip kulminiert darin, dass dem Kandidaten [...] das Ergebnisgutachten in schöner Offenheit [...] mitgeteilt wird. ›Es kommt relativ selten vor, heißt es, ›dass ein Teilnehmer den Aussagen in einem Gutachten nicht zustimmt.« (ebd.: 11). »AC betonen [...] immer wieder, dass sie keine endgültigen Verurteilungen aussprechen, sondern Hinweise zur ›Entwicklung und Förderung‹ geben wollen.² Das Gutachten, das diesem Zweck dient, nicht zu akzeptieren, würde bedeuten, die eige-

ne Verbesserung auszuschlagen oder zu dementieren – und das wäre die kategoriale Selbstdisqualifizierung in einem System der permanenten Steigerung. [...] Qualifikationen, Zeugnisse, Kenntnisse und nicht zuletzt Testergebnisse erhalten so eine immer kürzere Halbwertszeit, man wird, wie es Deleuze formuliert, »nie mit irgendetwas fertig.« (ebd.)

Nachdem *BB* eigentlich schon vorbei war, war dementsprechend auch *BB* mit seinen Kandidaten (und: diese mit ihren Prüfungen) lange noch nicht fertig. Neben zahllosen Talk-Show-, anderen Fernseh- sowie Veranstaltungs-Auftritten und Zeitungsinterviews – zu denen es manche Ex-Bewohner zwar offenkundig durchaus gedrängt hat (Jona aber, zum Beispiel, wohl eher nicht), zu denen sie jedoch offenbar auch, in einem gewissen Umfang wenigstens, vertraglich verpflichtet waren, stand ihnen vor allem noch eine besondere Prüfung bevor: Noch Wochen nach dem 9.6.2000, dem Tag des Finales, konnte man auf RTL2 (bei *Big Brother – Das Leben danach*) sehen, wie alle ehemaligen Bewohner sich Aufnahmen aus dem Container anschauen und ihr eigenes Verhalten in den verschiedensten Situationen dort kommentieren und analysieren mussten.

Und natürlich wird auch im AC gefilmt. Denn auch im AC geht es anschließend um eine »kritische Analyse des eigenen Ichs« (Jeserich 1981: 19). AC messen eben (ebenso wie der Assessment-Container) »eigentlich überhaupt nicht mehr Fähigkeiten, sondern Selbstverhältnisse« (Horn 2000: 12). Darum wird dann auch die

»panoptische Unterwerfung durch den einseitig beobachtenden Blick im Test [respektive: Quiz; C.Z.] und die Unmöglichkeit »seitlichen« Vergleichens [...] hier abgelöst durch ein Spiegelkabinett unendlich vervielfältigter Sichtbarkeit und Rückkopplung. Man beobachtet die anderen dabei, wie sie einen beobachten, beobachtet sich selbst beim Beobachtet-Werden, und man handelt im Vorgriff auf die Erwartungen der Beobachter wie der Mitspieler« (ebd.: 10).

Entsprechend befassten sich Analysen des Geschehens »im Haus«

– im Gespräch mit Freunden, Bekannten und Arbeitskollegen ebenso wie in der Presse – immer wieder mit dem »komplexen Spiel aus Selbstdarstellung, Gruppendynamik und Medienbewusstsein, mit dem die Teilnehmer des Experiments immer souveräner umzugehen wussten« (Siemons 2000: 56). Und man könnte allenfalls ergänzen, dass an die Stelle des Mit-Bedenkens des »Beobachters« im AC (also: der Interessen des potenziellen Arbeitgebers) im Falle von *BB* eben das zitierte »Medienbewusstsein« trat – das ständige Mit-Bedenken potenzieller Publikumswünsche also (was allerdings zuletzt auf nichts anderes hinausläuft als eben wieder nur: auf das Mit-Bedenken der Interessen des künftigen Arbeitgebers in diesem besonderen Fall, worauf noch genauer einzugehen sein wird. Wie sich darin schon andeutet, könnten, sobald einem die Ähnlichkeiten erst einmal aufgefallen sind, die Modifikationen noch aufschlussreicher sein, die das »Eignungs-Theater« im massenmedialen Kontext erfuh: die Variationen also, die den Assessment-Container von AC (im Wirtschaftssystem) unterschieden.

Mit Hilfe von AC hoffen Unternehmen, die »Stichprobe eines Verhaltens« (Horn 2000: 8) zu erhalten, das »als repräsentativ für das Verhalten in einer bestimmten Situationsklasse (z. B. Kundenberatung) angesehen werden kann« (Schuler 1997: 969). Entsprechend wird empfohlen, das AC »so einzurichten, dass exakt die gleiche Atmosphäre herrscht wie im Büro« (Horn 2000: 9). Endemol und/oder RTL2 haben im *BB*-Container nun offenkundig *kein* Büro nachgestellt. Und es interessierte wohl auch niemanden, wie die Bewohner sich etwa als »Kundenberater« anstellen würden. Im Container wurde eine Wohnung nachgestellt. Und die Insassen des Containers waren (oder spielten) entsprechend zunächst einmal »Bewohner« sowie füreinander: »Mitbewohner« (und jedenfalls nicht z. B. Kollegen, Mitarbeiter, Vorgesetzte und Untergebene).

Worum also ging es? Die Bewohner kannten sich vorher nicht, mussten sich also erst einmal kennenlernen. Es gab darum gemeinsame Abende am Lagerfeuer. Man schloss Freundschaften

(Manu/Kerstin, Andrea/John). Es bildeten sich »Peergroups« oder »Cliques« (Alex/Kerstin/Manu, Jürgen mit abwechselnd: Zlatko/Jana/Sabrina) und ein Pärchen (Alex/Kerstin). Es kam zu etwas, das entfernt an Sex erinnerte. Man bastelte, feilte Specksteine, erfüllte gemeinsam kleine Aufgaben (die »Wochenaufgabe«). Es wurden Hanteln gestemmt. Man massierte sich, gammelte 'rum, lag in der Sonne und redete über seine Eltern sowie, soweit vorhanden, seine Kinder, über persönliche Interessen, Freunde, Ex-Freunde und -Freundinnen (aber z.B. so gut wie *nie über »die Arbeit«*). Man diskutierte gelegentlich (ansatzweise) miteinander.³ Man redete hinter dem Rücken der anderen über sie (legendär in dieser Hinsicht: das »Mitbewohner-Bashing« von Jürgen und Zlatko beim nächtlichen »Tischtennis«(Spiel)). Man erzählte Witzchen und Zoten (Jürgen, Sabrina) oder schlug sonstwie die Zeit tot, ohne dabei allerdings auf Ablenkungen wie etwa Musik, Fernsehen oder Zeitungen zurückgreifen zu können. Die Bewohner mussten sich also irgendwie anders, selbst und vor allem: miteinander beschäftigen.

Schön und gut. Wie aber ließe sich dieser Komplex von Verhaltensweisen, Handlungen und Beschäftigungen zusammenfassen? Für ihr Verhalten in welcher »Situationsklasse« kann also, anders gefragt, als »repräsentative Stichprobe« angesehen werden, wie die Kandidaten sich im Assessment-Container »so anstellen«? Und: Wofür eigentlich qualifizierten sich die Insassen – die einen mehr, die anderen weniger – durch diese »Stichprobe«?

Urlaub in den Assessment-Centern der modernen Freizeitkultur

»Ich wäre ganz klar bereit für eine Beziehung, aber wir sehen das locker. Es ist, als hätte man sich im Urlaub getroffen: Das echte Kennenlernen geschieht zu Hause.« Soweit Kerstin (jedenfalls noch kurz nachdem sie Alex »draußen« wiedergesehen hatte) über das Nachleben ihrer Container-Beziehung (in: FOCUS 20/2000: 100). Verona Feldbusch kam ihr Besuch bei den Bewohnern ebenfalls vor wie ein Kurzbesuch bei Leuten, die irgendwo ein

paar Wochen Urlaub machen. Alle formulierten es irgendwann einmal. Despina zum Beispiel bei *Big Brother – Das Finale*: »Was ich da drin wollte, war ein Abenteuerurlaub«. Vielleicht gehörte dies ja auch zu den Gründen für ihre frühe Aufgabe. Jedenfalls simulierte *BB* zwar offensichtlich eine typische Urlaubs- und/oder Freizeitsituation, jedoch nicht gerade eine von der Art, für die heute üblicherweise die Bezeichnung »Abenteuerurlaub« in Gebrauch ist: Urlaube, in denen man sich extremen Naturbedingungen aussetzt oder andere, aber jedenfalls eher physische (als soziale) »Herausforderungen« sucht – beim Bungeejumping oder anderen »Extremsportarten« etwa.⁴ Und man wird zwar zu unserem Zusammenhang wohl auch zählen müssen, dass im Jahr 2000, beginnend mit *Inselduell*, auch Sendungen anliefen, die genau solche Urlaubs- und/oder Freizeitsituationen simulierten, dass das *Inselduell*-Äquivalent *Survivor* in den USA zum Beispiel (wie *BB* hierzulande) zeitweise unglaubliche Quoten erzielte sowie dass *auch diese Formate AC-ähnliche Elemente enthalten*. Vorbilder für die Urlaubs- und Freizeitsituationen, die *BB* simulierte, muss man aber offenbar in anderen typisch freizeitlichen Interaktionssituationen und -mustern suchen.

Der Verfasser hat in seinem Leben zwei- oder dreimal an »Gruppenfahrten« des Westdeutschen Skiverbandes, sogenannten »Ski-Freizeiten«, teilgenommen (Kategorie: »Jugendliche zwischen 14 und 16 Jahren«). In den Pensionen, in denen wir damals wohnten, gab es keinen Fernseher. Soweit ich mich erinnere, las in den 14 Tagen »Gruppenurlaub« niemand irgendetwas. Dafür kannte man fast alle Mitfahrenden vorher nicht. Man musste sich also erst einmal kennen lernen und war damit schon ausreichend beschäftigt. Die »Betreuer« sorgten zur Unterstützung des Kennenlernens für »Programm«: Lagerfeuer, Disco, manchmal »Gruppenspiele«. Nach einigen Tagen »gingen« dann einige »miteinander« und es kam auch (gerüchteweise) zu Geschlechtsverkehr. Ich fand ein paar Freunde, die ich danach noch ein-, zweimal wiedersah. Ebenfalls nach wenigen Tagen fuhren immer die gleichen Leute miteinander Ski. Und dieselben »Cliques« saßen dann auch

abends wieder zusammen (im »Aufenthaltsraum« oder auf ihren Zimmern) – und zogen über die Angehörigen der jeweils anderen Grüppchen her. Über Schule wurde so gut wie nie geredet. »Wie« man dort »war«, interessierte hier nicht. Es wurde viel über anzügliche Witzchen gekichert. Manche fanden nie richtig Anschluss.

Ähnliches wird wohl jeder zu berichten wissen, der als Jugendlicher einmal ein Zeltlager absolviert hat – oder als Erwachsener einen »Club-Urlaub«. Was in all solchen freizeitlichen Interaktionssituationen offenbar auf dem Spiel und auf dem Prüfstand steht ist, ob man als »sympathisch« empfunden wird – und von wem. Wie außerdem auch der Umstand anzeigt, dass die BB-Kandidaten immer wieder rituell versicherten, jene Mitbewohner, die sie jeweils nominierten, »natürlich trotzdem sympathisch« zu finden, scheint es sich hier offenbar um die »Kontingenzformel« der Freizeitkultur zu handeln. Kontingenzformeln sind (vgl. zum Folgenden z.B. Luhmann 1992a: 396f.) einesteils Leerformeln: Wie alle Parteien natürlich immer wieder versichern (müssen), dass sie mit ihrer Politik dem »Gemeinwohl« dienen, so ist zugleich doch klar, dass sie darunter sehr Verschiedenes verstehen können – und nicht alles (das wiederum ist vielleicht nicht allen und jederzeit genauso klar), was sie tun, tatsächlich diesem Ziel dient. Jedenfalls gehört auch das zu ihren Funktionen: Kontingenzformeln »verdecken den Durchblick« (ebd.: 397). Einerseits. Andererseits steht so immerhin das Ziel selbst außer Diskussion und muss nicht mehr begründet werden. Eben dass es in der Politik um das »Gemeinwohl« zu gehen hat, zum Beispiel. Außerdem: »Stets wird durch solche Kontingenzformeln eine ausarbeitungsfähige Semantik bereitgestellt, mit der man »etwas anfangen kann« (ebd.). Und: Es geht um Begrenzungen des Möglichen (um das es sonst noch gehen könnte), die »nötig sind, weil sonst nichts mehr liefe« (ebd.). Man benötigt eben eine Begrenzung dessen, worum es geht, um sich darauf konzentrieren zu können. Und in der Freizeitkultur geht es eben um »Sympathie« – eine Formel, mit der sich immerhin »etwas anfangen« lässt, die sich also vor allem genauer ausarbeiten und immer wieder neu diskutieren lässt (wobei sie

selbst jedoch immer stabiler Anhaltspunkt bleibt). Mit der Behauptung, irgendjemand sei »sympathisch«, können wir alle etwas anfangen; oder tun doch wenigstens so und fangen sogleich an, darüber zu reden (die Semantik also »auszuarbeiten«): Ist sympathisch, wer witzig ist, wer gut aussieht, ein »schönes Lächeln« hat?

Und wie in der Politik keine Partei mehr eine Chance hat, die nicht dem Gemeinwohl verpflichtet scheint, hat eben auch in den AC der Freizeitkultur keine Chance mehr, wer einmal als »unsympathisch« gilt. Und wie man als Mitarbeiter jahrelang gute Arbeit geleistet haben mag, und dann werden plötzlich alle Mitarbeiter zur Prüfung ins AC gebeten und man verliert daraufhin seinen Job, so kann man eben auch in den AC der Freizeitkultur sein blaues Wunder erleben. Man denke nur an Manu, die offenbar vollkommen überrascht war, dass man sie derart unsympathisch finden konnte. Darauf wies in ihrem Leben vor BB offenbar nichts hin. Aber: Man lernt eben nie aus heutzutage, wird »nie [mehr] mit irgendetwas fertig«:

»Man geht nicht mehr durch eine begrenzte Menge von Examina, sondern das Leben wird zur unendlichen Fortbildungsmaßnahme, in der immer mal wieder gründlich geprüft wird, ob man ein Erfolgsmensch oder eher ein ziemlicher Versager ist« (Horn 2000: 12).

»Die Bewohner« haben demnach bei BB jedenfalls, so können wir zusammenfassen, eine Stichprobe ihres »Freizeit-Ichs« abgeliefert. BB, das war ein Wettkampf um die Attraktivität (die »Sympathischkeit«) verschiedener Freizeit-Ichs – ausgetragen (bzw. getestet) in einer verschärften (aber gerade darin auch schon wieder, inzwischen wenigstens: typischen) freizeitlichen Interaktionssituation. Schließlich sind die Orte, an denen heute nicht wenige ihren Urlaub/ihre Freizeit verbringen (Ferienclubs vor allem) selbst schon wieder: AC der Freizeitkultur. Und jene Mitbewohnerin, die mit den Prüfungen in solchen »Freizeit-Ich-Testlagern« am vertrautesten war, Sabrina (mit Erfahrungen als »Animateurin«), zeigte sich im Umgang mit dem ganzen Theater dann ja auch als eine der Sou-

veränsten, am wenigsten Überraschbaren, Unverletzbarsten. Alles schien ihr vertraut, nichts mehr peinlich. Ein echter »Freizeit-Profi« eben (vgl. Zorn 2000).

Und wofür qualifizierten sich die Kandidaten mit ihren Freizeit-Ich-Performances im Eignungs-Container *BB*? Man kann wohl zusammenfassend sagen: für einen Job in der Unterhaltungsbranche, als »Prominente«, »Publikumsliebliche« oder gar »Stars« – auf Zeit freilich. Aber: Solche Jobs gibt es ja sowieso nur auf (mehr oder weniger begrenzte) Zeit.

Prominenz, Castings und das mediale Interesse am Privatleben

»Sind die Zlatkos nicht auch Folge Ihrer Arbeit? Sie machen es den Medien schwer, über Prominente zu berichten, also müssen Ersatzprominente her?« So fragt (in: SPIEGELreporter 7/2000: 101) der Redakteur Rainer Schmidt den »Promi-Anwalt« »Herrn Dr. Prinz« (ebd.: 96), dem es in jüngster Zeit immer wieder gelungen war, für zahlreiche Prominente (u.a. Caroline von Monaco) zuvor undenkbar hohe Entschädigungssummen zu erstreiten, für (davon überzeugte er jedenfalls ziemlich viele Gerichte) Verletzungen der Persönlichkeitsrechte dieser Prominenten durch die Presse. Das ist nun sicherlich entschieden zu viel der Ehre für Rechtsanwalt Dr. Prinz. Richtig ist aber zweifellos die im Hintergrund der Frage stehende Beobachtung. Herrscht doch in der Tat in der Unterhaltungsbranche eine ständige Nachfrage nach »neuen Gesichtern«, neuen Prominenten, über die sich dann berichten lässt, die dann von Talk-Show zu Talk-Show, von Zeitschriften-Interview zu »Home-Story« und von Fernseh- zu Radio-Interview weitergereicht werden können – vor allem aber: deren Privatleben dann ausgeschlachtet werden kann. Das Unterhaltungssegment der Massenmedien braucht Prominente – um beschäftigt zu sein. Und Prominenz ist daher zweifellos und notwendigerweise ein knappes Gut. Darum werden Prominente systematisch »hochgeschrieben« (um sie dann wieder »runterschreiben« zu können), darum müht man sich nach Kräften, »bekannte Personen« in »Stars« »umzu-

widmen«. Darum wird aber vor allem ständig, überall und dauernd »gecastet«. Jugendliche werden für »Boy-« und »Girl-Groups« gecastet und systematisch aufgebaut, es wird dauernd nach »neuen Moderatoren-Persönlichkeiten« und »neuen Gesichtern« im Allgemeinen gesucht. Und hier nun ist den Erfindern von *BB* etwas wahrhaft Neues eingefallen (oder unterlaufen): *Big Brother* umging die Kosten und Risiken, die den »Aufbau« von Unbekannten begleiten. *Big Brother* machte stattdessen gleich das Casting öffentlich, machte das »Promi-Casting« gleich selbst zur Show – und ließ gleich die Zuschauer selbst entscheiden, wen sie noch länger auf dem Bildschirm, den Namen welches Kandidaten sie auf Bierflaschen sehen und von wem sie Platten und T-Shirts kaufen wollen. Und dass die Kandidaten für dieses Casting ihr Privatleben ausstellen und ihr Freizeit-Ich spielen mussten, das macht dann, so gesehen, noch einmal besonders Sinn. Schließlich müssen Prominente in Interviews und Fernsehshows auch dauernd beweisen, dass sie schlagfertig oder sonstwie unterhaltsam – und dass sie sympathisch sind. Auch sie müssen permanent ein attraktives Freizeit-Ich vorführen. Vor allem aber: Auch an Prominenten interessiert insbesondere ihr Privatleben, das darum ebenfalls genauestens beobachtet, dokumentiert, gefilmt, fotografiert und öffentlich gemacht wird: »Der Allerbeobachtetste ist ein Star« (Diederichsen 2000). Bloß: Für die *BB*-Kandidaten kam, was Prominenten am Ende blüht, gleich zu Beginn. Für sie galt in dieser (und: wohl nicht nur in dieser) Hinsicht: »Danach war schon« (Thomas Kapielski 1999).

Bewertung von Freizeit-Ichs: Zum Stellenwert des

Unterhaltungssegments der Massenmedien

Zum festen Bestandteil einer jeden unterhaltsamen Unterhaltung, eines jeden guten Gesprächs in der Freizeit gehört zweifellos nicht nur, dass alle Anwesenden ein interessantes Freizeit-Ich darzustellen haben. Mindestens ebenso wichtiger Bestandteil freizeitlicher »Standardsituationen« ist der Austausch von Urteilen über andere,

vornehmlich Nicht-Anwesende. Und wer gar seinen Anteil an der Unterhaltung ausschließlich dadurch zu bestreiten vermag, dass er originelle, unterhaltsame Urteile über andere zu produzieren vermag, die »Sympathie-Semantik« also originell »auszuarbeiten« versteht (und darum auch: nicht viel von sich selbst preisgeben muss); wer als »Parasit« der anderen und ihres Sich-Abstrampelns bei der Stilisierung ihres Freizeit-Selbsts also gewissermaßen zu überleben (und die Zuhörer dann auch noch für seine Urteile zu gewinnen) vermag, der ist unter allen Freizeit-Ichs vielleicht in der denkbar komfortabelsten Position, auf jeden Fall in einer sehr angesehenen. Das mag schon in den Salons so gewesen sein – ganz sicher aber ist heute innerhalb der Unterhaltungsbranche, wer dort aus seinem »Parasiten-Talent« dann auch noch einen Beruf zu machen versteht, König. Denn schließlich wird er, nicht zuletzt, dann auch als *Informationsquelle* interessant. Was wirkt affektiert? Was ist peinlich, was sympathisch, was unsympathisch? Bei ihm kann man es erfahren.

So gesehen scheint es dann auch, als benötigten die Massenmedien vor allem deshalb ständig neue Prominente, ständig Neuigkeiten aus deren Privatleben und ständig neue Aufnahmen von »Freizeit-Ich-Performances« (in Daily-Talks etwa), damit immer genügend Material da ist, um dies in einem zweiten Schritt sortieren, kommentieren, parodieren, letztlich: *bewerten* zu können. In Sendungen wie *Switch* (PRO7) etwa oder der *Wochenshow* (SAT.1), vor allem aber natürlich im *Raab-TV* (*TV-Total* [PRO7]) und bei Harald »Wir brauchen täglich standrechtliche Exekutionen« (SPIEGEL 19/2000: 114) Schmidt. Denn hier wird populär sortiert und bewertet, hier kann man sich informieren, wer, was und warum aktuell wohl als peinlich, eitel, dumm, bigott, eingebildet, naiv, lächerlich, eklig usw. gelten dürfte.

Anhand solcher Sendungen zeigt sich darum vielleicht auch am deutlichsten, worin, in den Begriffen Luhmanns, »der Sonderbeitrag des Segments »Unterhaltung« (Luhmann 1996: 115) zur Funktion der Massenmedien besteht, wie die Unterhaltung also mitwirkt daran, dass die Massenmedien eine »gesellschaftsweit

akzeptierte, auch den Individuen bekannte Gegenwart« garantieren können, »von der sie [die Individuen; C.Z.] ausgehen können, wenn es [...] um die Festlegung von für das System wichtigen Zukunftserwartungen geht« (ebd.: 176). An solchen Sendungen zeigt sich besonders deutlich, dass, was als Unterhaltung angeboten wird, zwar »niemanden festlegt; aber [...] genügend Anhaltspunkte (die man weder in den Nachrichten noch in der Werbung finden würde) für Arbeit an der eigenen ›Identität‹« gibt (ebd.: 115f.). Womit der Unterhaltung eine nicht gerade unwichtige Aufgabe zufällt – ist das Individuum in seiner modernen »Exklusions-Individualität« auf solche Anhaltspunkte doch angewiesen, ist es doch, »was seine Identität betrifft, Selbstversorger« (ebd.: 116). Und wo kann es sich denn sonst noch (ebenso leicht) hinwenden? »Verlässt« doch (zum Beispiel) der Roman »als Kunstform um die Mitte des 19. Jahrhunderts [...] das Gebiet der Unterhaltung und überlässt es – den Massenmedien« (ebd.: 107).

Moderne Strukturschwächen – Theater als Lösung?

Natürlich:

»Eine Zentralagentur, die sich mit den Möglichkeiten befasst, individuell zu sein, und dies auch noch kommuniziert, ist nicht nur eine Greuelvorstellung, sondern außerdem eine offensichtliche Paradoxie« (Luhmann 1997: 805).

Dass sich die massenmediale Unterhaltung (im Verbund mit den »Freizeit-Ich-Testlagern«) einmal zu einem funktionssystemähnlichen Zusammenhang zusammenschließen könnte, zu einem System, das mit der Funktion betraut wäre, die Identität der Individuen, ihre Strategien der Selbstthematisierung usw. zu bewerten und so (ein zentrales Merkmal für Funktionssysteme) *stellvertretend für die ganze Gesellschaft* (zumindest) das jeweils gültige »attraktive und sympathische Freizeit-Ich« auszuwählen, zu ermitteln bzw. *zu erzeugen*, das wird man dagegen, wie es aussieht, wohl nicht mehr ebenso sicher ausschließen können. Ob dies nicht ein

ebenso großes Greuel wie eine »Zentralagentur« darstellen würde, sei einmal dahingestellt. Wichtiger ist hier, dass man wohl damit rechnen muss, dass es zumindest Nachfrage nach/Bedarf für ein solches Funktionssystem geben könnte – und vielleicht zunehmend.

Zum einen gehört schließlich zu den durchgehenden Trends der Evolution in der modernen Gesellschaft, dass die »freie Zeit« durchschnittlich zunimmt. Zum anderen hängt der Wert der Persönlichkeit (darum?) immer mehr (auch) von Faktoren ab, die von der Erwerbsarbeit wie vom »bürgerlichen Werdegang« unabhängig sind, was zunächst einmal heißt (aber nicht zugleich auch heißen muss): von *zusätzlichen* Faktoren. Von Faktoren auf jeden Fall, die damit zu tun haben, wie man seine Freizeit verbringt. Ob man sie »kreativ« zu nutzen weiß, ob man »Interessen« hat, zu feiern und interessant zu erzählen weiß (oder erst mal: überhaupt etwas zu erzählen hat), ob man sexuell zufrieden, unterhaltsam oder einfach (und das scheint aktuell zugleich das Fehlen jeder anderen Qualität kompensieren zu können) witzig ist. Und was es in all diesen Hinsichten für Möglichkeiten gibt, darüber informiert die Unterhaltung offenbar auch heute schon (vgl. auch Zorn 2000).

Vielleicht wäre darüber hinaus aber eine *Chancenverteilung* im Modus dieses Mediums (»Attraktivität des Freizeit-Ichs«) der Komplexität der aktuellen Gesellschaft sogar adäquat und funktional sehr angepasst (ja sogar: »gerecht«)? Die nötigen Informationen zur Ausbildung eines »attraktiven Freizeit-Ichs« sind jedenfalls über die Massenmedien (im Unterschied zu »Informationen«, wie man sie zur Ausbildung von »Kunstsachverstand« etwa benötigt) allen zugänglich. Entsprechend wäre eine Hineinnahme entsprechender zusätzlicher/alternativer Kriterien zumindest dann sehr funktional (ja »gerecht«, wie gesagt), wenn die Gesellschaft auf diese Weise tatsächlich die Möglichkeit entwickeln würde, die »richtigen Leute« in die »richtigen Positionen« zu bringen – jedenfalls: Individuen auch dort eine Chance zu geben, wo es für sie ganz und gar ausgeschlossen wäre hinzugelangen, ginge es (allein) nach den üblichen »bürgerlichen« Verteilungsmechanismen.

Unübersehbar ist auf jeden Fall schon einmal, dass die moderne Gesellschaft längst nicht mehr (allein) den Selektionen ihrer (»traditionellen«) Funktionssysteme traut (also etwa der Schule, den Universitäten, »berufsspezifischen Ausbildungen« oder eben: professionellen Castings). Und dazu musste es wohl auch kommen, wird doch das Bildungssystem niemals passgenau die Fähigkeiten und die Zahl etwa von Ingenieuren, Wissenschaftlern und Journalisten ausbilden, die im Wirtschafts-, im Wissenschaftssystem oder in den Massenmedien jeweils benötigt werden. Stattdessen lassen sich inzwischen insbesondere Geisteswissenschaftler in AC auf ihre Befähigung zum Manager, ihre Eignung für »Führungspositionen« also, prüfen – und Arbeitslose, Studenten, jedermann bei BB auf seine Befähigung zum Teilzeit-Prominenten. Darin, wie die Individuen zu ihrem Platz in der Gesellschaft kommen, herrscht jedenfalls wenig Ordnung – und die Einführung des zusätzlichen Kriteriums »sympathisch/unsympathisch« (von »Freizeit-Qualitäten« jedenfalls) scheint immer mehr als Kompensationsmöglichkeit einspringen zu können, wenn es darum geht, unter den gegebenen, komplexen Bedingungen Entscheidungen zu erleichtern – wenn man es diesen Kriterien also zumindest überlässt, den »letzten Ausschlag« zu geben. Und schon heute geht es schließlich, wenn »Führungsqualitäten« im AC geprüft werden, nicht zuletzt darum, »den anderen in Freundlichkeit und Rücksicht zu übertreffen und auszusteichen« (Horn 2000: 11).

Big Brother: Das total Exemplarische

Bei BB nun wurde nicht nur das »Vorher« (das Casting) in die Inszenierung hinein genommen, sondern gleich der gesamte, sonst arbeitsteilig organisierte massenmedial institutionalisierte freizeitliche »Eignungs-Bewertungs-Prozess« kurzgeschlossen. Bei BB wurden sämtliche Stationen einer einzigen Sendung versammelt, an denen Zeige- und Schaulust (respektive »Theato-« und »Delophilie«; vgl. dazu z.B. Roselt 2000) relevant werden; alle Elemente

freizeitlicher »Eignungs-Bewertungs-Verfahren«, die die moderne Gesellschaft inzwischen ausgebildet hat, also in einer einzigen Sendung komprimiert und simuliert. Nicht mehr Casting, Daily-Talk und Talk-Show-Auftritt hier, Parodie dort und Raab und Schmidt an noch einmal anderer Stelle – nein, alles in einem. Alles gleich bei *Big Brother*, »all inclusive«, sozusagen. Die Parodie zum Beispiel (und gar nicht übel) lieferten die Bewohner gleich selbst, als sie sich einmal verkleideten und sich für eine Live-Schaltung reihum in einen anderen Mitbewohner verwandelten, und sie spielten auch mal »Daily-Talk«. Kritiker wurden gleich in die Sendung eingeladen.

»Das Raffinierte scheint mir zu sein, dass Big Brother den Diskurs um die Sendung gleich mitdesignt, indem Halb-, Pseudo- und Vollwissenschaftler im Studio aufmarschieren und psychologische Betreuung simulieren« (Roselt 2000: 6).

Und das Publikum durfte in die Rolle von Raab und Schmidt schlüpfen (vgl. auch Zorn 2000) und auf Internetseiten seine vernichtenden Urteile über die Bewohner mitteilen oder gleich in Köln-Hürth Raab-Kellen-ähnliche Plakate in die Kamera halten sowie, nicht zu vergessen: abwählen, wen es nicht mochte.

Dank der Integration aller »Teile« des Unterhaltungssegments in eine einzige massenmediale Inszenierung konnten ihre jeweiligen Funktionen und ihr Zusammenwirken nun aber bei *BB* auch besonders exemplarisch – vielleicht sogar zum ersten Mal überhaupt – offenkundig werden: Wie durch eine Lupe konnte man anhand von *BB* plötzlich gewahr werden, dass die Massenmedien (in ihrer Gesamtheit) im Verhältnis zu den in ihnen Auftretenden wie ein Tag für Tag aufs Neue prüfendes Dauer-AC funktionieren, sie *das oberste Freizeit-AC der modernen Gesellschaft* darstellen – aus dessen Prüfergebnissen wir uns täglich mit Anhaltspunkten für die Arbeit an unserem Freizeit-Ich versorgen.

Am Ende bleibt immer die Hoffnung auf Unvorhersehbarkeiten der Rezeption

CARSTEN ZORN

94 | 95

Es dürfte sich kaum mehr mit Sicherheit feststellen lassen, von welcher Stelle in der modernen Gesellschaft das ganze Theater letztlich seinen Ausgang genommen, wo und wann genau das alles angefangen hat. Auch unmittelbare Einflüsse einzelner Orte aufeinander nachzuweisen, an denen es sich »einzunisten« begann, dürfte schwer fallen. Dennoch ist es heute außerordentlich verbreitet. Offenbar handelt es sich hier um einen »äquifinalen Prozess« (vgl. etwa Luhmann 1992b: 212f.), an dem die »Nichtbeliebigkeit der Einstellung eines Systems auf seine eigene Komplexität« (Luhmann 1993: 309) sich zeigt: In der modernen Gesellschaft kommt kein Kontext, kein Funktionssystem auf Dauer um die Einführung AC-ähnlicher Elemente und Strukturen herum. Das bedeutet natürlich zugleich, dass an *Big Brother* nichts grundsätzlich neu war. Mit *BB* wurde gewissermaßen nur das Unterhaltungssegment der Massenmedien »auf den Stand der Dinge« gebracht.

An *BB* war nichts neu – sondern eben: alles *exemplarisch*. Bemerkenswert immerhin: *wie* exemplarisch. Bemerkenswert auch: *wie unterhaltsam* *BB* dann doch war. Das Allerbemerkenswerteste an *BB* (das zugleich »das Exemplarische« dieser Sendung noch einmal von einer anderen Seite her zu bestätigen scheint) war aber wohl die »Reichweite« der Sendung:

»Selten beschäftigen sich die Titelseite der Bildzeitung, das Feuilleton der Süddeutschen, Tagungen von Kulturwissenschaftlern und deutsche Ministerpräsidenten mit demselben Phänomen« (Roselt 2000: 1).

Und nicht nur Presse, Wissenschaft, Politik (und Kunst – bliebe noch hinzuzufügen: Schlingensiefel!): Alle sprachen über *BB*. Und so etwas kommt nicht nur »selten« vor. Genau genommen gilt so etwas (und seit langem schon) als unmöglich. Schlicht ausgeschlossen. Seit man nämlich von »forcierter Individualisierung« und, als

deren Folge, von »fragmentierten Öffentlichkeiten« spricht (vgl. z. B. Holtz-Bacha 1997) – also davon ausgeht, dass es nichts mehr geben kann, was die Aufmerksamkeit Aller noch gleichermaßen (und dauerhaft) in Anspruch nehmen könnte. Daraus, dass *BB* das Unmögliche (wieder) möglich machte, ergab sich nun außerdem noch eine besondere Chance: Dieser Umstand verschaffte der Sendung (und das ist nun sicher das Allerallerbemerkenswerteste) geradezu ein (freilich völlig ungenutzt gebliebenes) »politisches Potenzial«. Jedenfalls kann man sich leicht vorstellen, welches Gewicht hier jedes Wort, jede Handlung – tjä: hätte haben können. Und wie unterhaltsam das noch hätte werden können! Mit einem Kandidaten vom Schlage Andy Kaufmans etwa oder ...

Vielleicht aber war *BB* sowieso »exemplarisch« in einem ganz anderen Sinne des Wortes gemeint? Dass die Kandidaten sich stets brav an die Regeln hielten, jedes noch so dämliche Spielchen freudig begrüßten, der Kandidaten Total-Identifikation mit der AC-Philosophie, sollte das alles mich vielleicht erschrecken, aufschrecken, abschrecken? Mir schien es ja schon so. Manchmal.

Anmerkungen

1 Freilich gilt für die Unterhaltung wie für die Wirtschaft: »Wenn die frühe Psychotechnik hier unter ›Test‹, die Rollenspiele und Simulationen des Assessment-Centers unter ›Theater‹ figurieren, so ist das zweifellos eine Verkürzung, die sich hauptsächlich der Alliteration verdankt. Korrekter müsste man sagen, dass Test und Theater als strukturelle Momente in beiden Epochen und -Instituten vorkommen« (Horn 2000: 3). Aber doch immerhin: »mit anderen Gewichtungungen« (ebd.). So gibt es ja gerade beispielsweise wieder einen »Quiz-Boom«. Bei den aktuellen Quiz-Formaten fließen jedoch dauernd Tränen und es ist überhaupt für deutlich mehr Dramatik als früher gesorgt – was vor allem auf die hohen Gewinnsummen zurückgeht (weshalb es für die Kandidaten nicht

mehr bloß um die Anerkennung ihrer gelungenen »bürgerlichen« Existenz geht, sondern darum, dass am Ende eine einzige Antwort ihr ganzes Leben verändern kann).

2 Im »Regelbuch« für die *Big Brother*-Kandidaten (abgedruckt in: FAZ vom 10.6.2000: 41) wie auch sonst von Seiten der Macher wie der Kandidaten war immer wieder die Rede von einer *Big Brother*-Philosophie. Das hier dürfte wohl eines auch ihrer Axiome sein.

3 Wohl in weiser Voraussicht, dass in dieser Hinsicht sonst nicht viel zu erwarten gewesen wäre, gab *Big Brother* regelmäßig Diskussionsthemen vor.

4 Aber gerade lese ich in TV Today (15/2000: 15): »Big Brother« war ja eher Sanatoriumssoap als Actionknaller. [...] Deshalb wird es in der »BB«-Fortsetzung weniger Essen (wegen des Nervenkitzels), dafür aber eine Sauna (des nackten Fleisches zuliebe) geben.«

Literatur

Diederichsen, Diedrich (2000): »Being Homo sapiens. Alle Theorien des Sommers«. FAZ vom 8.7.2000: BS 8 (*Berliner Seiten-Beilage*, »Tausend Theorien« [43]).

Holtz-Bacha, Christina (1997): »Das fragmentierte Medien-Publikum. Folgen für das politische System«. *Aus Politik und Zeitgeschichte* (Beilage zur Wochenzeitung »Das Parlament«) 42/97, S. 13–21.

Horn, Eva (2000): »Test und Theater. Verfahren der Eignungsprüfung«, Manuskript (erscheint in: Ulrich Bröckling/Eva Horn [Hg.] [2001]: *Anthropologie der Arbeit*, Tübingen: Günther Narr.)

Jeserich, Wolfgang (1981): *Mitarbeiter auswählen und fördern: Assessment Center Verfahren*, München: Hanser.

Kapielski, Thomas (1999): *Danach war schon, Gottesbeweise I-VIII*, Berlin: Merve.

Luhmann, Niklas (1992a): *Die Wissenschaft der Gesellschaft*, Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Luhmann, Niklas (1992b): *Beobachtungen der Moderne*, Opladen: Westdeutscher Verlag.

Luhmann, Niklas (1993): *Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft. Band I*, Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Luhmann, Niklas (1996): *Die Realität der Massenmedien*, Opladen: Westdeutscher Verlag.

Luhmann, Niklas (1997): *Die Gesellschaft der Gesellschaft (2 Bände)*, Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Roselt, Jens (2000): »Big Brother« – Zur Theatralität eines Fernsehereignisses«, Manuskript (eine umgearbeitete Fassung erscheint voraussichtlich Herbst 2000 in *Theater der Zeit*).

Schuler, Heinz (1997): »Personalauswahl, Eignungsdiagnostik und Assessment Center«. In: Holger Luczak (Hg.), *Handbuch Arbeitswissenschaft*, Stuttgart: Walter Volpert, S. 973.

Siemons, Mark (2000): »Kerstin und die Kulturkritik. »Big Brother« nach Zlatko«. *FAZ* vom 11.4.2000, S. 56.

Zorn, Carsten (2000): *Alle werden Stefan Raab. Ein Vorschlag, es in den Diskussionen um »Big Brother« doch mal mit ein paar gesellschaftstheoretischen Thesen zu probieren*: www.jump-cut.de/big-brother.html.